

Susanne Miller

So würde ich noch einmal leben

Erinnerungen

aufgezeichnet und eingeleitet

von

Antje Dertinger



Inhalt

Vorbemerkung zu einer Lebensgeschichte für die Arbeiterbewegung	7
1. Die Herkunftsfamilie	13
2. Kindheit in Wien	19
3. Die Gymnasiastin	25
4. Jugendjahre in Bulgarien	30
5. Der Wendepunkt.	35
6. Der Internationale Sozialistische Kampfbund	39
7. Die Matura-Reise nach Berlin	44
8. Sozialpraktikum	50
9. Beginn des Studiums	53
10. Juden	56
11. Der Arbeiteraufstand in Österreich.	61
12. England vor dem Krieg.	68
13. London während des Krieges	77
14. Der Jüdische Bund	86
15. Frauen im Exil.	93
16. Überlegungen für die Zeit nach Hitler	95
17. Als der Krieg zu Ende war	101
18. In Deutschland: politische Arbeit mit Frauen	110
19. Rheinischer Katholizismus und	

Sozialistische Bildungsgemeinschaft	122
20. Das Godesberger Programm	129
21. Traditionalisten und Reformer	141
22. Studium und Promotion in Bonn	145
23. Berufsarbeit: Parteien und Parlamentarismus	153
24. Geist und Tat.	157
25. Tätigkeit für die Friedrich-Ebert-Stiftung	160
26. Reisen im Auftrag der Stiftung	170
27. Die Grundwertekommission und das SPD-SED-Papier.	176
28. Die Historische Kommission und das deutsch-deutsche Treffen	182
29. Deutsch-Israelische Gesellschaft	188
30. Bundeszentrale für politische Bildung	192
31. Arbeitsgemeinschaft verfolgter Sozialdemokraten.	197
32. Über Dichter und die Politik	206
Als Schlusswort ein Dank an Willi Eichler.	209
Anhang:	
Lebensdaten	211
Hauptwerke	213
Personenregister.	214



*Im Garten des Sommerhauses in
Winnen/Eifel, August 1991*

1. Die Herkunftsfamilie

Zu Beginn sollte ich wohl etwas über die Zeit und die Verhältnisse erzählen, in denen ich aufwuchs. Geboren wurde ich in Sofia, im Jahr 1915, lebte später aber in Wien, das ich als meine Heimatstadt bezeichnen würde.

Die Mutter

Meine Mutter starb im Frühjahr 1919 an der Spanischen Influenza, die in Europa mehr Opfer forderte als zuvor der Krieg. Wenig später, im Mai 1919, feierte ich meinen vierten Geburtstag. Ich war, den Erzählungen der Verwandtschaft und meiner Kinderfrau zufolge, ein aufgewecktes Kind. Schon damals hatte ich nicht die geringste Erinnerung an meine Mutter. Als mir das später bewusst wurde, konnte ich keine Erklärung dafür finden. Manche Theorien besagen, dass der Tod einer so nahestehenden Person ein Schock ist, durch den man alles vergisst. Aber ich glaube nicht, dass das bei mir der Fall war. Ich kann mich nicht an einen Schock erinnern, sondern nur an eine totale Leere. Ich wusste nicht, dass meine Mutter mich je in den Arm genommen hat. Ich erinnere mich auch nicht daran, wie sie aussah. Aber in unserer Wohnung befanden sich Fotografien und Gemälde der damals 24jährigen schönen blonden Frau. Diese Bilder drängten sich mir so auf, dass ich an die Person selbst, die da abgebildet war, keine Erinnerung bewahrt habe.

Die Verzweiflung meiner Großmutter über den Tod ihrer Tochter war grenzenlos. Nachher schien es mir, als habe sie über diesen Kummer fast den Verstand verloren. Alle späteren Erinnerungen an meine Großmutter verbinden sich mit ihren Erzählungen über meine Mutter, Erzählungen, die in ein haltloses, stundenlanges Weinen mündeten.

Die Großeltern mütterlicherseits

Die Eltern meiner Mutter führten eine unglückliche Ehe; das habe ich schon als Kind deutlich gespürt. Seitdem lehne ich alle nostalgischen

Erzählungen darüber ab, dass Ehen früher besser waren und dass eine weniger harmonische Ehe der Trennung unglücklich Verheirateter vorzuziehen sei. Ich habe mir als Kind kein Urteil darüber gebildet, ich hätte es auch nie gewagt, meine Großmutter oder gar mit meinem Großvater darauf anzusprechen. Aber dieser Eindruck eines völlig disharmonischen Zuhauses, eines tiefen Unglücks, das wahrscheinlich beiden Ehepartnern das Leben vergällt hat, der ist mir geblieben. Seitdem bin ich immer sehr zurückhaltend, mir ein Urteil über das zu bilden, was Menschen in einer missratenen Ehe tun sollten.

Meine Schwester und ich fuhren jedes Jahr zwei Wochen zu diesen Großeltern nach Budapest, in die Stadt, wo meine Mutter starb. Ich war immer froh, wenn diese Zeit vorüber war. Die Zerstreuungen und so genannten Vergnügungen, die sich meine Großmutter für uns ausgedacht hatte, mochte ich überhaupt nicht. Sie nahm uns zu Zirkusvorstellungen mit. Ich fand abscheulich, was sich dort abspielte, diese dummen Figuren, die einander prügeln und ohrfeigten und Witze machten, die ich nicht verstand. Die Tiervorführungen gefielen mir ebenso wenig wie die Gänge in den zoologischen Garten. All das war mir fremd und eigentlich widerlich.

Heute frage ich mich oft: Was wolltest du eigentlich als Kind? Und ich weiß bis heute nicht, was. Ich weiß nur, dass es mir schon damals ein furchtbarer Gedanke war, andere könnten über mich bestimmen, meinen Alltag regeln und mit mir machen, was sie wollen, ohne zu fragen, ob mir das auch Recht sei. Auf der anderen Seite kann ich nicht sagen, permanent unglücklich gewesen zu sein. Ich vertiefte mich immer in Bücher, seit ich im ersten Schuljahr lesen gelernt hatte. Ich weiß nicht mehr genau, welche Bücher es waren, aber ich las alles, was mir in die Hände kam. Darin fühlte ich mich viel mehr Zuhause als in meiner verwandtschaftlichen Umgebung.

Die Schwester

Das Verhältnis zu meiner zwanzig Monate jüngeren Schwester Georgina war problematisch, was mir wahrscheinlich erst in der späteren Reflexion klar geworden ist. Meine Schwester sah, so sagten alle, wie unsere verstorbene Mutter aus, während ich, falls überhaupt, der Familie meines Vaters ähnelte. Ich merkte, dass unsere Kinderfrau

und das übrige Hauspersonal meine Mutter sehr geliebt haben mussten und darum von meiner jüngeren Schwester oft gerührt waren. Sie besaß große blaue Augen, die sich schnell mit Tränen füllten, wenn sie irgendeinen Kummer oder Wunsch hatte, den mein Vater ihr beim Anblick der Tränen gewiss nicht ausschlagen konnte. Einmal hörte ich, wie unsere Kinderfrau jemandem sagte: »Die Große« – das war ich – »hat kein Herz, die weint nie«. Dieser Ausspruch hat mich sehr getroffen. Doch auch im Alter von achtundachtzig oder neunundachtzig Jahren sind die Gelegenheiten, bei denen ich geweint habe, in meiner Erinnerung ganz selten, so selten, dass ich fast jedes Mal den Anlass benennen kann. Die Verbindung von Gutherzigkeit und Weinen erscheint mir bis heute als Konstruktion. Ich glaube nicht, dass meine Tränenlosigkeit ein Zeichen von Herzlosigkeit gewesen ist, auch wenn ich nicht genau deuten kann, was es stattdessen war – vielleicht einfach eine physiologische Veranlagung oder die Angewohnheit, sich selber sehr zu kontrollieren. Ich weiß es nicht genau und habe darüber auch nicht viel nachgedacht. Ich weiß nur, dass ich meine Schwester wegen ihrer großen blauen Augen und ihrer blonden Locken bewunderte. Und obwohl wir so unterschiedlich waren und uns gerade auch im hohen Alter verhältnismäßig wenig sprechen oder schreiben, behielt ich ein warmes Verhältnis zu ihr. Sie erlitt mehrere schwere Schicksalsschläge. Ich fühle sehr mit ihr, weiß aber auch, dass sie nicht darüber sprechen will und einen nahen Kontakt mit mir ablehnt. Ich kann es nicht ändern und akzeptiere das.

Die Großeltern väterlicherseits

Nun möchte ich an das schönste Jahr in meiner Kindheit denken. Das war das Jahr nach dem Tod unserer Mutter. Da waren wir bei unseren Großeltern väterlicherseits in Sombor, einer Kreisstadt, die früher zu Ungarn gehört hatte und nach dem Ersten Weltkrieg jugoslawisch wurde.

Meine Großeltern mütterlicher- und väterlicherseits sprachen Deutsch. Auch ihre Kultur war deutsch. Meine Großeltern väterlicherseits, besonders mein Großvater, waren sehr belesen. Sie legten Wert darauf, mir schon als Kind von vier und fünf Jahren die Kultur, in der sie selber lebten, nahe zu bringen. Mein Großvater war Rechts-

anwalt in Sombor. Heute würde man das eine Kleinstadt nennen, aber damals hatte Sombor eine gewisse politische und kulturelle Bedeutung.

Mein Großvater war ein wohlhabender Mann, der seine Söhne studieren ließ und für seine einzige Tochter, eine von mir sehr geliebte Tante, französische, englische und deutsche Gouvernanten anstellte. Der Tag verlief nach strengen Regeln, was ich sehr schön fand. Abends, wenn wir im Garten spazieren gingen, lernte ich von meinem Großvater Gedichte von Goethe, Heine und Chamisso. Er erklärte mir die Blumen im Garten und die Sterne am Himmel. Noch heute denke ich voller Dankbarkeit an dieses Jahr bei den Großeltern zurück und bin froh, eine solche Umgebung erlebt zu haben. Das waren meine Verwandten, meine Familie, mit der ich engsten Kontakt hatte. Später sind etliche meiner Verwandten umgebracht worden.

Religion

Von einer religiösen Kultur habe ich nirgendwo etwas erfahren. Obwohl mein Großvater der Sohn eines Rabbiners war – allerdings muss es ein sehr liberaler Rabbiner gewesen sein – sprach er niemals über Religion. Ich glaube, vor dem Essen wurde ein Tischgebet sehr allgemeinen Inhalts gesprochen, und das Zeremoniell war eher bestimmt von guten Manieren als religiösen Überzeugungen. Wie die meisten linken, aufklärerisch oder fortschrittlich gesinnten Menschen war ich lange Zeit der Auffassung, man sollte Kindern keine religiöse Unterweisung geben und keine Dogmen beibringen, sondern es ihnen selbst überlassen, eine Entscheidung in religiösen Fragen zu treffen, wenn sie urteilsfähig sind. Doch später habe ich meine Ansicht geändert, und zwar aus der Erfahrung heraus, dass Menschen, die in ihrer Kindheit und frühen Jugend gar keine Berührung mit einer Religion hatten, sie auch später nicht mehr bekommen und dass ihnen eine wichtige Erfahrung in ihrem Leben wahrscheinlich auf immer fehlen wird. Möglich, dass es sich bei dieser Erkenntnis nur um eine sehr begrenzte handelt. Jedenfalls kann ich die absolute Freiheit in der Vermittlung religiöser Inhalte und Gebräuche heute nicht mehr mit derselben Überzeugung und Sicherheit vertreten wie früher. Ich kann kein bestimmtes Alter nennen, in dem man Kinder in die religiö-

se Welt einführen sollte. Ich habe nur einfach die Erfahrung gemacht, dass ihre Aufnahmefähigkeit für diese Werte und für diese Lebenshaltung in jüngeren Jahren groß ist und der Versuch einer Vermittlung in späteren Jahren oft scheitert.

Doch zurück zu meiner Herkunftsfamilie. Dort hat das Religiöse also keine Rolle gespielt. Natürlich erhält man durch einen jüdischen Hintergrund eine bestimmte kulturelle Prägung. Es gibt gewisse jiddische Ausdrücke, die zwar in Wien oder in Berlin keineswegs nur von Juden benutzt wurden, aber doch mit einer bestimmten Vorliebe von ihnen. Es gibt jüdische Witze, die versteht man nur, wenn man auch manche jiddischen Ausdrücke kennt. Es gab Zeitungen, die wurden von Juden redigiert, der Verlag gehörte einem Juden, und die Leserschaft war hauptsächlich jüdisch, so die »Neue Freie Presse« oder »Die Stunde«. Die »Neue Freie Presse« war ein Weltblatt, »Die Stunde« eine sehr populäre Boulevardzeitung. Beide Blätter wurden in meinem Elternhaus gelesen.

Übrigens bin ich evangelisch getauft worden, schon als kleines Kind, mit fünf Jahren, glaube ich. Das hatte wohl denselben Grund wie zum Beispiel bei Heinrich Heine. Für ihn war es, wie er einmal sagte, das Entrée in die bürgerliche Gesellschaft, in die deutsche Gesellschaft.

Die Stiefmutter

Mein Vater hat bald nach dem Tod unserer Mutter eine Cousine geheiratet. Ich war etwa fünf oder sechs Jahre alt war, als wir eine Stiefmutter bekamen. Wenn ich heute an mein Verhältnis zu meiner Stiefmutter zurückdenke, fallen mir Zeilen aus einem Gedicht von Heine ein: »Aber eine, die hat mich am tiefsten betrübt, die hat mich weder gehasst noch geliebt.« Wenn ich diese Verse auf mein Verhältnis zu der Stiefmutter beziehe, dann würde ich sagen: Ich hab' sie weder gehasst noch geliebt. Das war sehr, sehr lange so. Ich kann nicht sagen, unter ihr gelitten zu haben. Sie war mir eigentlich gleichgültig. Wenn ich etwas an ihr schätzte, dann war es der Umstand, dass sie sich wenig um mich kümmerte. Ich hatte den Eindruck, dass sie mir dadurch eine gewisse Achtung bezeugte. Ich weiß nicht, ob sie mich gern mochte. Jedenfalls hat sie sich verhältnismäßig wenig in mein

Leben eingemischt. Manchmal las sie mir etwas von ihren Lieblingsautoren vor, zum Beispiel Prosastücke von Heine. Das fand ich sehr schön, und bis heute gefällt mir Heines Prosa besser als seine oft zu sentimental Gedichte. Später bekam sie noch eine Tochter und einen Sohn. Beide Halbgeschwister liebte ich sehr.

Susanne Miller wünschte ausdrücklich, dass keine Fußnoten bzw. Anmerkungen in ihren autobiographischen Bericht aufgenommen werden. Ich nenne deshalb der Klarheit wegen hier einzig die Namen der Mitglieder ihrer Herkunftsfamilie:

Großvater mütterlicherseits: Simon Rodosi, Exporthändler,

Großmutter mütterlicherseits: Emma Rodosi

Großvater väterlicherseits: Dr. Ludwig Strasser, Rechtsanwalt in Sombor,

Großmutter väterlicherseits: Sophie Strasser, geb. Engelsmann

Vater: Ernst Strasser, Bankkaufmann,

Mutter: Margarete (Margit) Strasser, geb. Rodosi

Stiefmutter: Irene Strasser, geb. Freund

Schwester aus erster Ehe des Vaters: Georgina Strasser, später verh. Gronner,

Halbschwester aus zweiter Ehe des Vaters: Erika Strasser, später verh. Wobbe,

Halbbruder: Edgar Strasser

5. Der Wendepunkt

Die für mich wichtigste Begegnung in Bulgarien war Zeko Torboff, der den Philosophieunterricht an der deutschen Schule zu verantworten hatte.

Wie es zu meinem ausgesprochenen Interesse für Philosophie kam, bedarf einer Erklärung: Wahrscheinlich hätten mich Torboff und seine gesamte Philosophie niemals interessiert, wenn er nicht einige seiner Schüler zu Gesprächen über Philosophie eingeladen hätte. Die Inhalte dieser Gespräche konnten wir selbst bestimmen, und in welcher Richtung ich sie zu bestimmen versuchte, muss ich nun erklären.

Edith Wagner

Wie erwähnt, hat meine Familie den Sommerurlaub meistens an einem Ort in den österreichischen Alpen verbracht. Einer dieser Sommerurlaube war besonders wichtig für mich, der Sommer, in dem ich 14 Jahre alt war. Diese Ferien verbrachte meine Stiefmutter mit meiner Schwester, meiner Halbschwester Erika, die sehr viel jünger war, und mir in einem Ort in der Steiermark namens Mönnickkirchen. Dort war auch die Schwester meiner Stiefmutter mit ihren Kindern, darunter meine Cousine Edith Wagner, die zwei oder vielleicht auch drei Jahre älter war als ich. Auch sie ging auf das Gymnasium, und zwar in Budapest, und fand schon damals Anschluss an eine in ganz Ungarn verbotene linke Studentengruppe. Sie war sehr belesen, vor allem in linker Literatur. Sie stand in Opposition zu ihrem bürgerlichen Elternhaus, zur bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, und hatte kühne Ideen über eine Zukunft, die vom Sozialismus bestimmt werden sollte. Es war das erste Mal, dass ich einen Menschen so konkret und engagiert über sozialistische Ideen reden hörte, was ich sehr eindrucksvoll und interessant fand. Zeitlich traf das mit einem Ereignis zusammen, das damals die ganze zivilisierte Welt beschäftigte, nämlich der Verurteilung der linken Anarchisten Sacco und Vanzetti. In diesem Klima waren wir aufnahmebereit für linke Ideen, überhaupt für Opposition gegen die bürgerliche Gesellschaft, besonders ich, weil mir diese Gesellschaft ohnehin missfiel.

Nun verbrachte ich etwa zwei oder drei Wochen mit meiner Cousine. Wir machten lange Wanderungen und sprachen ununterbrochen über sozialistische Ideen, über eine sozialistische Zukunft und über das, was wir gelesen hatten. Besonders interessant fand ich ein Buch, das hieß »Das Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew«. Da war von ganz modernen und bis dahin unerhörten Methoden des Unterrichts die Rede und über die Aufbruchatmosphäre in den ersten Jahren nach der Revolution. Damals wusste ich nicht, wie diese Ansätze nachher alle zum Erliegen kamen und was für eine im Grunde konservative Gesellschaft die Bevölkerung der Sowjetunion, gezwungen durch ihre Regierungen, geworden war. Aber eine gewisse Begeisterung für die einzige große Revolution in Europa, die nach dem Ersten Weltkrieg stattgefunden hat, diese Begeisterung war nicht nur eine Eigenart von uns unwissenden und naiven Schülerinnen. Diese Stimmung war besonders in Österreich sehr verbreitet und hat lange angehalten, bis die ganz große Enttäuschung über die kommunistische Regierung in der Sowjetunion kam.

Stille Rebellion

Also dieser Sommer in Mönnickkirchen war in gewisser Weise eine Zeit der neuen Entdeckungen für mich, eines neuen Lebensgefühls oder, besser gesagt, eines erstrebten neuen Lebensgefühls, und es stärkte in mir den Entschluss, das Leben meiner Familie, meiner Verwandten und der mit ihnen bekannten und befreundeten Kreise nicht fortzusetzen. Ich glaube, das war der Anfang einer stillen Rebellion in mir. Auch die Gespräche mit Zeko Torboff förderten dieses Lebensgefühl. Einigen meiner Freundinnen und Freunde, die an den Gesprächen mit Torboff teilnahmen, erging es ähnlich, denn dieses neue Lebensgefühl wirkte ansteckend.

Wie oder wo meine Cousine Edith Wagner, die ja aus dem gleichen Milieu stammte wie ich, die Anstöße für ihr oppositionelles Denken erhalten hatte, weiß ich nicht oder nicht mehr. Generell ist es ganz schwierig, bei sich selbst festzustellen, woher genau die Wurzeln so einer Wende im eigenen Leben kommen. Meine Schwester und ich waren nur 20 Monate auseinander. Wir sind zusammen aufgewachsen. Und trotzdem haben wir total andere Wahrnehmungen

und Erfahrungen gehabt und unterschiedliche Entschließungen getroffen. Erklären kann ich das nicht. Meine Eltern und meine Verwandten stammten zum Beispiel größtenteils aus Ungarn und sprachen Ungarisch miteinander. Ich selber habe als Kind kaum Ungarisch gesprochen, ganz selten, vielleicht zu Dienstmädchen, die nicht Deutsch konnten. Aber ich habe es durch Hören so gelernt, dass ich es bis heute, also mit achtundachtzig oder neunundachtzig Jahren, als Umgangssprache noch ziemlich gut beherrsche. Meine Schwester, die in derselben Umgebung aufgewachsen ist, dasselbe gehört hat wie ich, kann nicht ein Wort Ungarisch. Ich kann nicht erklären, woher mein Interesse für Sprachen kam, mein Interesse für Literatur, mein Interesse für Politik. Es war einfach da. Ich habe meine Umgebung selber entdeckt. Dinge, die einen interessieren, entdeckt man, andere werden total vernachlässigt. Aber es ist eine Erfahrung, die nicht nur ich gemacht habe, nämlich dass man sozusagen den Wendepunkt im eigenen Leben oft nicht bemerkt, sondern erst rückblickend festzustellen meint. Man kann sich Erklärungen zurechtlegen, aber ob die stimmen, weiß ich nicht. Es ist wohl so, dass Menschen unterschiedliche Interessen haben, ich bin den meinen gefolgt und habe versucht, sie zu befriedigen. So kam heraus, was ich geworden bin. Anders kann ich es nicht erklären.

Ein amusischer Mensch

Nun möchte ich bei dieser Gelegenheit noch etwas hinzufügen: Meine Cousine war ihrer ganzen äußeren und inneren Gestaltung nach sehr verschieden von mir. Eine meiner Tanten, eine Psychoanalytikerin, hielt Edith für unscheinbar nicht besonders klug, und darum, so meinte sie, sei meine Cousine zu den Sozialisten gegangen. Die logische Konsequenz der Analytikerin hieß: Da ich weder hässlich noch dumm sei, hätte ich gar keinen Grund, Sozialistin zu werden. Ich gebe zu, ich war weder hässlich noch dumm und auch nicht unattraktiv für junge Männer. Aber dass ich mich deshalb weniger für sozialistisches Gedankengut interessierte, kann ich nun nicht behaupten. Es muss eine Kombination verschiedener Faktoren gewesen sein, die mir diesen Weg wiesen, und einer der entscheidenden war sicherlich, dass ich mich in meiner unmittelbaren Umgebung langweilte. So ein Leben

wie meine Eltern wollte ich nicht führen. Auch Dienstmädchen würde ich auf keinen Fall haben, denn die werden schlecht behandelt, und ich wollte niemanden schlecht behandeln. Das war also eine moralische Erkenntnis. Aber auch das war es nicht allein: Ich fand das ganze Leben dieser Gesellschaft ohne Zweck und Ziel und reizlos für mich.

Ich will nicht verkennen, dass bürgerliche Schichten kulturelle Interessen haben. Eine Freundin meiner Stiefmutter war sehr musikalisch, sie sang in einem ausgezeichneten Chor und war bekannt mit künstlerisch interessierten Menschen. Ich dagegen besaß gar keine künstlerischen Talente. Weder konnte ich singen noch habe ich es im Klavierspielen zu etwas gebracht. Auch sonst interessierte Kunst mich wenig. Ich konnte nicht zeichnen und nicht malen und verspürte auch keine Sehnsucht, es zu lernen. Vielleicht war ich begabt, aber einseitig und rezeptiv. Der Wiener Jugendstil oder die berühmten Wiener Werkstätten waren mir unbekannt. Oft war ich auf der Hohen Warte, wo Bekannte, Schulfreundinnen von mir wohnten. Erst viel später habe ich erfahren, dass dort Villen standen, die von weit über Wien hinaus bekannten Künstlern entworfen worden waren. Auch entsinne ich mich eines silbernen Obstkorbes bei meinen Eltern. Vielleicht war er von einem dieser vielseitigen Kunsthandwerker oder Künstler entworfen worden. Ich aber fand solche Dinge total überflüssig. Also war es mir nicht möglich, die Leere des bürgerlichen Lebens durch eine kreative Betätigung zu füllen. Ich war sehr einseitig auf Politik konzentriert. Weder aktiv noch passiv hatte ich irgendwelche musischen Interessen, und das trug sicherlich dazu bei, mir andere Ziele im Leben zu suchen, die ich verfolgen konnte und der Mühe wert fand.